

Tonio Hölscher

Wiedergefundenes Vergnügen



Geboren 1940 in Königsfeld/Schwarzwald. 1959–65 Studium der Klassischen Archäologie, Alten Geschichte und Klassischen Philologie in Heidelberg, Rom und Freiburg/Breisgau. Promotion 1965 in Heidelberg, Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts 1966–67 zum Studium der Mittelmeerländer, Habilitation 1972 in Würzburg. Seit 1975 o. Professor für Klassische Archäologie an der Universität Heidelberg. Gastprofessor an der Universität Napoli 1988, Meyer Shapiro Visiting Professor an der Columbia University New York 1993. Seit 1972 Mitglied der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts, seit 1980 o. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, seit 1991 Mitglied der Academia Europaea. – Forschungsschwerpunkte: Bildkunst der Griechen und Römer im politischen und gesellschaftlichen Kontext. Strukturen der Bildsprache. Urbanistik. – Veröffentlichungen: *Griechische Historienbilder des 5. und 4. Jhs v. Chr.* (1973), *Staatsdenkmal und Publikum* (1984), *Römische Bildsprache als semantisches System* (1988), *Öffentliche Räume in frühen griechischen Städten* (1997). – Adresse: Universität Heidelberg, Archäologisches Institut, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg.

Als ich mit meiner Familie nach Berlin kam, erwartete ich, das Wissenschaftskolleg werde eine Fortsetzung der Universität mit anderen Mitteln sein. Das war falsch. Das Kolleg ist nahezu der polare Gegensatz zur Universität:

Am Kolleg habe ich seit langem zum ersten Mal wieder erlebt, daß Forschung höchste Priorität hat. Ich war aus den öffentlichen Diskussionen gewohnt, daß Forschungen weitgehend als persönliches Hobby geduldet, Forschungsprojekte vor allem unter dem Gesichtspunkt der Drittmittel betrachtet wurden. Davon zu reden, erweckt den Verdacht, Pflichten zu vernachlässigen. Ohne schlechtes Gewissen zu forschen, war wunderbar.

Am Kolleg herrscht offenes Vergnügen an der eigenen Tätigkeit. Die Situation an den Universitäten hatte zuletzt, mich selbst eingeschlossen,

zu einer diffusen Larmoyanz geführt, die sich immer wieder zu einer Art *competition* des Leidens steigerte: Wer das größte Recht auf Klagen über Verwaltung und Lehre beanspruchen kann, hat die besten Karten. In einer Atmosphäre zu leben, in der alle offen sagten, wie wohl sie sich fühlten, war so überraschend wie stimulierend.

Die Universitäten müßten, zur Rettung der Leidensbereitschaft, einen heiligen Krieg gegen das Wissenschaftskolleg führen. Sie müßten mit massenhaften Desertionen rechnen.

In einem der ersten Gespräche stellte mir Weyma Lübbe die Frage, ob Archäologen mehr Bücher innerhalb oder außerhalb ihres Faches lesen. Angesichts der durchschnittlichen Praxis meines Faches war bereits die Frage so erstaunlich, daß ich sie seither gerne zitiere. Auch wenn ich selbst dabei noch keine befriedigende Figur mache.

Die wirkungsvollste Erfahrung am Kolleg war die Konfrontation mit den Zumutungen der Disziplinen von gegenwärtiger Aktualität. Als Kulturwissenschaftler, und gar als Historiker des Klassischen Altertums, hätte man sich in einer Gruppe, in der Sozial-, Wirtschafts-, Rechtswissenschaften und Anthropologie den Ton und die Probleme angaben, fachlich leicht isoliert fühlen können. Wie heilsam die neue Umgebung aber war, wurde mir in einer Diskussionsrunde der Berliner Museen über den Plan einer Ausstellung über (griechische) „Klassik 2001“ deutlich: Das Projekt, dem ich zu einem früheren Zeitpunkt zuversichtlich zugestimmt hatte, war mir zunehmend schwierig geworden: Wie würde ich das „Unternehmen Abendland“ meinen indischen und islamischen Kollegen plausibel machen können? Aziz Al-Azmeh mit seinem ständigen Verdacht der Graecophilie hat einen zielsicheren Stachel hinterlassen.

Es war viel von Globalisierung die Rede. Das hat mich dazu gereizt, mein Konzept der frühen griechischen Welt als Gegenentwurf anzulegen: als Bild einer Gesellschaft und Kultur der kurzen Distanzen, der direkten Kommunikation und des unmittelbaren Handelns. Ich war mit verschiedenen bereits begonnenen Projekten nach Berlin gekommen, die die archaische Zeit der Griechen betrafen. Bei einer Untersuchung über „Öffentliche Räume in frühen griechischen Städten“ hat Chris Hann mit bewundernswert stimulierender Geduld meine zaghaften Schritte in die anthropologischen Fragen zu *face to face communication* in komplexen Gesellschaften ertragen. Wichtig ist mir dabei die Frage geworden, wie in den griechischen Städten die öffentlichen Räume der Agora, der zentralen Heiligtümer und der großen Nekropolen ein System von drei Polen bildeten, die alle Aktivitäten des gemeinschaftlichen Lebens strukturierten: die Räume der Menschen, der Götter und der Toten. In der Trennung von politischem und religiösem Zentrum, die die griechischen Städte von den Metropolen des Orients und Ägyptens unterscheidet, scheint mir ein

Ansatz dafür zu liegen, daß in Griechenland Politik sich allmählich zu einem relativ autonomen Bereich *sui generis* entwickeln konnte. Diese Entwicklung habe ich bis zu dem ersten Höhepunkt in der Zeit der Demokratie verfolgt, wo die Entstehung der Gattung des öffentlichen „Denkmals“ den Städten eine neue politische Semantik verliehen hat.

Parallel dazu liefen die Untersuchungen zu einer Monographie über frühe griechische Mythenbilder und die darin enthaltenen gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Mentalitäten. Im Gegensatz zu den vorherrschenden Richtungen der Mythenforschung, die nach „wilden Ursprüngen“ der Mythen in prähistorischen Jäger- und Hirtengesellschaften oder nach psychischen Ur-Bedeutungen hinter den erhaltenen Mythen suchen, geht es mir um den konkreten Gebrauch und Umgang der historischen Gesellschaften mit den Mythen. Die Bildwerke, vor allem die bemalte Keramik, enthalten dazu ein noch kaum ausgeschöpftes Reservoir von Zeugnissen, die in vieler Hinsicht weit ergiebiger sind als die schriftlichen Quellen. Hierfür war zunächst ein wissenschaftliches Instrumentarium zu entwickeln, das die unterschiedlichen Leistungen von Bildern und Texten zu erfassen erlaubte. Die Fragen gingen vor allem auf die Ausbildung von „kultureller Identität“, Konsolidierung der Gemeinschaften nach innen und Abgrenzung nach außen, und um die Verlagerung der Identitäten von den Bereichen der Religion und der allgemeinen Lebenskultur in den Bereich von Staat und Politik.

Ein glücklicher Zufall trug mir während des Jahres die Aufgabe zu, zur Leipziger Buchmesse die „Lectio Teubneriana“ des Teubner Verlags zu halten. Ich habe sie zu einer Synthese genützt, in der ich Phänomene „Aus der Frühzeit der Griechen: Räume, Körper, Mythen“ aus einer weiteren Perspektive für ein breiteres Publikum bzw. eine breitere Leserschaft dargestellt habe. Das Kolloquium im Kolleg war die beste Gelegenheit zu erproben, welche Chancen ich damit außerhalb meines Faches hatte.

Kleinere Verpflichtungen, aus denen man auch in Berlin schwer aussteigen konnte, verloren hier ihren drückenden Charakter: Aufsätze aus früheren und gegenwärtigen Arbeitsgebieten, auch die Herausgabe einer „Einführung in die Archäologie“, die mich u. a. mit meinen Kollegen von der Freien Universität verband.

Die Verbindungen mit den Berliner Institutionen des Faches, den Universitäten und dem Deutschen Archäologischen Institut, wo meine Frau und ich ein sehr großzügiges Gastrecht genossen, waren eng und sehr förderlich. Ich habe versucht, den Neid auf die Privilegien meiner Situation durch Vorträge erträglicher zu machen – und dabei selbst viel profitiert.

Ohne das Jahr am Kolleg wäre das alles nicht in dieser Weise möglich gewesen. Seit langen Jahren hatte ich zwar immer wieder Zeit gefunden,

auf eingespielten Arbeitsgebieten Projekte zu starten – aber kaum eine Chance gehabt, neue Gebiete zu eröffnen, und schon gar nicht, auf eine neue Ebene der Fragestellungen und Methoden zu steigen. Die griechische Frühzeit war mir bisher ein weitgehend unbekanntes Gebiet, die Geschichte der Mentalitäten und der Kulturanthropologie ein auch methodisch unerschlossenes Terrain gewesen. Kontinuierliche Konzentration, Freiheit für Ab- und Umwege, Befreiung von der Verpflichtung, kurzfristig in Lehrveranstaltungen Ergebnisse zu präsentieren: Das alles waren unerläßliche Voraussetzungen für neue Schritte. Die Verbindung zu einer unmittelbaren Fachgenossin, Cornelia Isler-Kerényi, war dabei so hilfreich, wie nur Kritik im Einzelnen bei grundsätzlichem Konsens über die allgemeinen Ziele sein kann. Noch wichtiger aber als fachliche Anregungen und Kritiken war die allgemeine Herausforderung durch die Gruppe: daß man in der eigenen Arbeit etwas bieten mußte, das den anderen plausibel machte, warum man das tut. Wer diesen Härte-test mit Distanz zu sich selbst auf sich nimmt, hat etwas gewonnen, das anderswo nicht zu bekommen ist.

Ein großer Standortvorteil des Wissenschaftskollegs ist die Ansiedlung in Berlin. In der Regel erweist sich die Produktivität von Wissenschaftlern, gleich welcher Fächer, als so groß wie ihre Teilnahme am allgemeinen Geschehen der zeitgenössischen Kultur. Berlin bedeutete eine Maximierung dieser Chancen, die meine Frau und ich begierig genutzt haben. Ich war froh, daß es sich ergab, der Gruppe bei einem Besuch des Humboldt-Schlößchens in Tegel die Skulpturen-Ausstattung zu erläutern. Vor allem aber war das gegenwärtige Berlin ein Lehrstück für den, der sich für städtische Kulturen in historischen Epochen interessiert: mit den tief eingegrabenen Diskrepanzen der Lebensstile in den beiden Teilen der Stadt und den Blockaden in den Köpfen der Unwilligen wie der Willigen; mit der Unfähigkeit, die Spuren der DDR in angemessener Weise für ein kritisches Gedächtnis zu bewahren; mit der Obsession, das Gedächtnis an den Holocaust in der denkbar problematischsten Weise zu gestalten; mit den Problemen, die öffentlichen Räume mit Leben und mit signifikanten Symbolen zu erfüllen. Genügend Stoff also für weiteres Nachdenken über öffentliche Denkmäler, bei denen nicht nur die Erfahrungen der Gegenwart ein Licht auf die Vergangenheit werfen, sondern auch frühere Praktiken einen distanzierten Blick auf die gegenwärtigen Projekte eröffnen sollten.

Das Beste an diesem Jahr war, Vergnügen und Übermut wieder zu gewinnen. Nicht zuletzt dadurch, daß die „spouses“ in den Kreis einbezogen waren und das Leben zwischen Kolleg und Familie im gemeinsamen Takt verlief wie seit langem nicht. Entscheidend haben dazu die Mitarbeiter des Kollegs beigetragen: als ob es nichts Schöneres gäbe, als den

Fellows das Leben leicht zu machen. Unübertrefflich hilfreich, als Nachbar im Kolleg und zu Hause, war dabei Wolf Biermann. Ich habe aus Spielerei angefangen, fiktive Reflexionen antiker Betrachter über antike Bildwerke zu schreiben: um zu testen, wie viel von den Erkenntnissen der Wissenschaft in vitale Äußerungen antiker Zeitgenossen übersetzt werden kann. Die Skepsis mancher Leser war hier ebenso heilsam wie die Ermunterung durch andere. Dies ist noch nicht weit gediehen – ich hoffe, mir die Leichtigkeit zu bewahren, um daraus einmal ein lesbares Buch über das Erlebnis der Perserkriege und der Demokratie in Athen zu machen.

Vielleicht hat das Jahr am Wissenschaftskolleg mich nicht sehr gut auf den Wiedereinstieg in die Normalität vorbereitet. Den Studenten wird es zugute kommen.